

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 162.

Freitag, 14. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(Nachdruck verboten.)

(24. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

„Bitte? Ich habe nicht recht gehört — ich verstehe nicht.“
Wie Eiszapfen fielen die Worte von den Lippen des Jüngeren.

„Verzeih, Harald, es liegt mir fern, dich zu bevormunden, ich bitte dich nur, vorsichtig zu sein — ich, als dein älterer Bruder, glaube ein Recht dazu zu besitzen, dich vor Übereilungen zu warnen. Wir, in unserer Lebensstellung, haben Rücksichten zu nehmen.“

Nun brauste Harald wider Willen auf.

„Rücksichten — Rücksichten — Lebensstellung — ist man ein Mensch mit einem Herzen im Leibe, oder ist man bloß eine Rechenmaschine?! Nimm du die Rücksichten, die dir für deine Person gut scheinen, doch ich mag, was meine Privatangelegenheiten anbetrifft, von niemand gegängelt werden. Wie mir klar wird, haben die Löhnstädts über mich geklatscht, für dich, lieber Fred, braucht das aber nicht maßgebend zu sein. Angstige dich doch um Gottes willen nicht fortgesetzt meinethwegen — im August bin ich 23 geworden, andere in meinem Alter sind bereits Familienväter“, schloß Harald aufgebracht.

Im nächsten Moment schon tat ihm seine Gesticulation leid. Er umarmte den Bruder hastig zum Abschied. „Ich bin doch etwas nervös, nimm es nicht so genau mit dem, was ich soeben gesagt habe und mache dir, bitte, meinethwegen keine Sorgen.“

Das Auto wurde gemeldet.

Die Baronin erschien — man fuhr zur Bahn.

„Ich werde dir bald Nachrichten von mir geben, Fred“, sagte Harald, sich aus dem Fenster seines Wagenabteils Erster hinauslehrend.

„Soffentlich nur Gutes“, antwortete Fred mit Betonung.

„Aber ja — selbstverständlich.“

Gottlob — nun setzte sich der Schnellzug endlich in Bewegung. Harald lehnte sich in die roten Polster zurück — das Bild seiner Mutter wie sie, ihm zum Abschied immer wieder zunicke und winkend auf dem Bahnsteig gestanden, grub sich in seine Seele wie etwas, das er nie vergessen würde.

Er preßte seine Lippen fest aufeinander. Er war unzufrieden mit sich selber. Neue erfaßte ihn. Er hatte das Gefühl, als sei er diesmal ein fremder Gast im Hause seiner Mutter gewesen.

Die Mutter gab ihm nur immer unerschöpflich, forderte nichts von ihm — ja doch — es wurde ihm zu eng — zu heiß im Abteil, er riß auch das zweite Fenster auf — ja doch — sie würde fordern, sie und Fred, beide würden von ihm verlangen auf sein Glück zu verzichten. . . . Sie würden sich zwischen ihn und Henrika stellen, sie nicht als Tochter und Schwester aufnehmen wollen. Sie — ohne die er sich sein ferneres Leben nicht denken konnte, war zu stolz, in eine Familie zu treten, in der man sich gegen ihre Aufnahme sträubte. Das hatte sie ihm doch wiederholt versichert.

Würde es am Ende dann so weit kommen, daß er zwischen den Seinen und seiner Braut wählen mußte?

Blindlings würde er es tun — ohne mit der Wimper zu zucken. Wenn die in Berlin mit ihren Vorurteilen nicht zu brechen vermochten, so mußten sie eben die Folgen ihrer Handlungsweise tragen.

Er würde sich Henrika durch nichts in der Welt rauben lassen.

Vielleicht, nein wahrscheinlich sogar, ahnte Fred den ganzen Zusammenhang der Dinge, fürchtete bereits für ihn, würde alles dazu tun, um diese, in seinen Augen ganz unmögliche Heirat zu vereiteln.

Seine Mutter aber — ja, seine Mutter, die würde ihn verstehen. Er kannte sie doch so gut — sie war immer nachsichtig ihm gegenüber gewesen. Sie würde ihm ihren Segen gewiß nicht verweigern. Und wenn — nun, dann würde es auch ohne diesen Segen gehen.

Harald dachte sich in eine solche mutige Kampfsituation hinein, daß es ihm nun leid tat, keine Aussprache in Berlin herbeigeführt zu haben. Durch seine Überlässigkeit, am Ende alles voreilig zu verderben, hatte er vielleicht günstige Momente unausgenutzt vorbeigehen lassen.

Dann aber tauchten alle Zweifel und Pläne, alle Hoffnungslosigkeit und alle Kampfbereitschaft in ihm in der einzigen himmelhochjauchenden Empfindung unter, daß er nach wenigen Stunden Henrika dy Santos wiedersehen würde. Weiter wollte er eben auch nicht denken. Noch erhob sich ja auch keine drohende Faust, um ihm den Glücksbecher, nach dem er schmachtete, von den jungen, dürstenden Lippen zu reißen.

Guten Mutes entstieg er dem Zuge und grüßte das alte Holstentor, durch das er in die Stadt einfuhr, aus seinem Auto wie einen teuren Bekannten.

Gottlob! Nun atmete er endlich wieder die gleiche Luft mit Henrika dy Santos.

* * *

Bekanntlich hat die Zeit für alle glücklichen Leute doppelt so schnelle Schwingen.

So glitten denn die Tage mit einer geradezu märchenhaften Geschwindigkeit an Harald Strodtmann und Henrika dy Santos vorbei.

Sie sahen einander täglich — auch bei dem schlimmsten Wetter trafen sie sich, wenn auch nur wie im Fluge.

Henrika hatte Harald gebeten, sie nie zu besuchen. Sie empfange keine Herrenbesuche, nicht einmal die von Kollegen, und daher wolle sie unter keiner Bedingung mit ihm eine Ausnahme machen, hatte sie ihm gesagt.

Aber sie gingen zusammen spazieren, und das war selbstredend genug, um den Leuten Stoff zum Reden über das Paar zu liefern.

Henrika kümmerte sich nicht darum, was man über sie sagte. Wenn hier und da einmal eine anzügliche Bemerkung von den Lippen einer Kollegin fiel, so blickte sie nur mit schweigender Verachtung über die Sprecherin

hinweg. Sie hatte sich daran gewöhnt, immer ihr eigenes Gewissen zur Richtschnur ihrer Handlungen zu machen, und das warf ihr nicht das Geringste vor. Frühlingswinde wehten.

Im Rübecker Hafen ankerten bereits Fahrzeuge, die ihren Kurs aus dem fernen Norden, aus Regionen des Schnees und Eises hierher genommen hatten.

Im Hause des Konsuls Löhnstadt rüstete man zur Silberhochzeitsfeier, an welcher außer dem großen Verwandtenkreise der Familie auch Bekannten von nah und fern teilnehmen sollten.

Harald Strodtmann hatte sich, ohne direkt ungezogen zu sein, nicht von der Teilnahme an den mancherlei Auführungen zu Ehren des Silberpaares ausschließen können. Irmgard hatte ihn um seine Mitwirkung gebeten. Ein leises Zittern in ihrer Stimme war ihm selbstredend nicht aufgefallen, ebenso wenig der bittende, forschende Blick, mit dem sie ihn angesehen hatte.

Er hatte seine Haken zusammengenommen und kurz erwidert: „Wie Sie befehlen, Irmgard.“

Dann hatte er über das blonde Mädchen fortgesehen, als wäre es überhaupt nicht da.

„Ich habe Ihnen doch nichts zu befehlen, ich bitte nur. Und wenn Sie ernstlich nicht wollen, wenn es Ihnen aus irgendeinem Grunde nicht gelegen sein sollte, so sagen Sie es mir ganz offen. Mama meinte noch gestern, Sie hätten sich so sehr verändert, ich finde ja auch, daß Sie elend aussehen. Es würde meinen Eltern aber gewiß sehr leid tun, wenn Sie auf unserem Fest nicht aktiv sein sollten.“

Harald biß sich ungeduldig auf die Lippen.

Wozu die Litanei? Was gingen ihn alle diese Menschen an? Doch er nahm sich zusammen.

„Ich stehe vollkommen zu Diensten“, sagte er liebenswürdig. In ihm aber kochte es vor Unmut. Gusti Nederns Partner in der Kokoquadrille sollte er sein — und nachher mit Irmgard zusammen in einem lebenden Bild als altägyptischer Patrizierjüngling stehen. Wie lästig ihm das alles war! Doch es hieß für ihn, gute Miene zum bösen Spiel machen. Henrika selber redete ihm zu. Es würde zu sehr auffallen, wenn er sich von den Löhnstädtschen Festlichkeiten, von denen bereits jetzt schon in der Stadt die Rede war, zurückziehen wollte.

„Es würde den bösen Zungen unnötig neuen Klatschstoff liefern, und du bist dem Löhnstädtschen Hause auf jeden Fall Rücksicht schuldig, Harald.“

Henrika hatte recht. Er sah es ein. Er durfte sie, seine künftige Frau, nicht noch mehr in den Mund der Leute bringen, als es bereits geschehen war.

Ihm gegenüber hatte allerdings noch niemand gewagt, über seine Beziehungen zu Henrika Santos eine spöttische Bemerkung zu machen.

Er, der junge, schlaffe Aristokrat, mit den schmalen, schönen Rügen, den dunklen, hochmütigen Augen, und dem weichen, knabenhaften, lebenswürdigen Zug um den feingeschnittenen Mund konnte bisweilen so unnahbar und eifrig aussehen, daß den Spöttern die Lust verging, irgendwie mit ihm anzubinden.

Er hatte eine Art, über die Leute hinwegzusehen, als wären sie Luft für ihn. Jeder zog es vor, seine Betrachtungen über das Paar, das man täglich in den Anlagen hinter dem Burator oder unten am Wasser, wo die alten Salzspeicher lagen oder in einer der kleinen, enaen Gruben, wo die armen Leute wohnten, spazieren gehen sah, für sich zu behalten.

Harald fühlte sich in der Tat schlecht.

War es die scharfe Frühlingsluft, die an seiner Gesundheit zehrte, oder die uneingeständene Unruhe, die ihn seiner und Henrikas Zukunft wegen beßäftigte und plagte, daß er mitunter geradezu um Jahre älter aussah?

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = **22**

Unsere Ehre steigt, sowie unser Hochmut sinkt; wo die Prahlerei aufhört, da fängt die wahre Würde an. Edward Young.

Ein französischer Vorkämpfer des Germanentums.

(Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag des Grafen Artur Gobineau, 14. Juli.)

Von Dr. Gustav Arne.

Graf Artur Gobineau — der am 14. Juli 1816 geboren und am 13. Oktober 1882 starb, — war bereits ein Mann in reifen Jahren, als er sich jener ersten starken Wirkung erfreuen durfte, in denen wir die Ansätze zu seinem später um so rascher wachsenden Beltruhm erblicken. Und diese aufklärende Erkenntnis ging nicht von französischer, sondern von deutscher Seite aus! Es war der Kreis von Richard Wagner, der zuerst die überragende Bedeutung des Grafen Gobineau als eines Künstlers und Kultur-Philosophen feststellte. Wenn da freilich auf französischem Boden seinem Schaffen da und dort Gerölde und Anhänger erwachsen sind, die aber durchaus eine Minderheit gegenüber der gleichgültigen Masse darstellen, so war es wieder deutsche Wahlverwandtschaft und deutsche Werbetätigkeit, die nach dem Tode Gobineaus für das Verständnis und die Ausbreitung seiner Werke unermüdlich und erfolgreich eingetreten ist. Professor Ludwig Schemann ist es, dem wir deutsche und französische Ausgaben seiner Werke, eine Sammlung seines Nachlasses und eine (leider noch nicht vollendete) monumentale Lebensgeschichte verdanken. Gewiß hat er dabei am meisten zum Bekanntwerden des Gobineauschen Lebenswerkes beigetragen, daß er zunächst in die breiteste Arena trat: die Ausgaben der Gobineauschen Hauptwerke sind durch die billigen Veröffentlichungen der Reclamschen Universalbibliothek zu einer erfreulichen Beliebtheit gelangt.

Geboren als Abkömmling einer streng royalistisch gesinnten Familie des Provinzialadels, aufgewachsen in einer Umgebung, in welcher Gesinnung und Bildung stärker vertreten waren als Geld und Besitz, kam der junge Graf Gobineau in frühen Jahren nach Paris. Hier fand er sich zunächst in drückender Abhängigkeit persönlicher und gesellschaftlicher Art. Angewiesen auf die Gönnerschaft eines reichen Onkels, der mit seiner schrulligen Fügigkeit wie eine Molièresche Komödiengestalt anmutet, herumgeschoben in allerlei jämmerlichen Privatstellungen, fand er nur in seiner resillosen, die verschiedensten Wissensgebiete umfassenden Arbeit ein Entgelt und schließlich auch durch die Berufung in den diplomatischen Dienst, die er dem klugen Blick Alexis von Toquevilles verdankte, die äußere Sicherstellung seiner Lebensverhältnisse. Gewiß war es keine angenehme Aufgabe, jahrzehntelang Vertreter eines Kaiserreichs und dann wieder einer Republik zu sein, zu deren Machthabern in ihrer aufgeblasenen Unerheblichkeit und ihrem engherzigen Chauvinismus er sich innerlichst als geborener Gegner fühlen mußte, aber als Vertreter seines Staates hat Gobineau Länder und Städte kennen gelernt, die den verschiedensten Neigungen seines immer und überall aufnehmenden und lernenden Geistes die reichste Nahrung boten. Er hat jahrelang in Persien gelebt und dort den Grund zu seinen umfassenden wissenschaftlichen Werken über die Religionen und Philosophien des Orients gelegt; er hat geraume Zeit in Athen zugebracht und mit allen Poren seines Wesens den Hauch der Antike in sich aufgenommen; er war zuletzt in Stockholm und glaubte auf den Inseln der nordischen Schären seine arische Urheimat, die Wiege seiner Wikinger-Vorfahren, zu finden, wie er dies in seinem selbstbiographischen Roman von „Ottar Jarl“ ebenso anmutig als — wenig wahrscheinlich geschildert hat. Erst als ihm, dem unbequemen Royalisten, die republikanischen Staatslenker ziemlich unliebenswürdig den Stuhl vor die Türe setzten, suchte er nach so vielen Zwangsaufenthalten eine Wahlheimat auf: sie lag bezeichnenderweise nicht innerhalb der französischen Grenzen, sondern in der ewigen Stadt, in Rom. Dort hat er mit edler Würde, eingeschränkt in seinen Vermögensverhältnissen, das Los der Vereinsamung getragen, getreu einem schönen Ausspruch, den er einmal brieflich an den ihm freundschaftlich nahestehenden Fürsten Philipp zu Eulenburg getan hat: „Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden bis an die äußerste Grenze seiner Kraft. Aber es ist der Grundgedanke großer Seelen: nicht zu zerbrechen!“ Einzig ist die Freundschaft mit der ihm seit Jahren nahestehenden Gräfin Latour, und die leidenschaftliche Ausübung des Bildhauerber-

ruß, in dem er es, der Vielseitige, zu Leistungen jenseits alles Dilettantismus gebracht hat, verschönte seine Tage, in die als letzter Abendstrahl die neu erworbene Zuneigung eines kongenialen Geistes, des großen Tönezaubers von Bayreuth, verklärend fiel. Und doch ist es wieder ganz im Sinne seines rastlosen Reise- und Wanderlebens, daß er schließlich einsam in einem Gasthofzimmer zu Turin gestorben ist, — genau vier Monate vor Richard Wagner . . .

Nennt man heute den Namen des Grafen Gobineau, so verbindet sich damit zunächst fast immer die Erinnerung an sein größtes künstlerisches Werk, an die historische Szenenfolge der „Renaissance“. Man darf wohl sagen, daß hier wieder einmal die Volksstimme recht gehabt hat. Denn so groß auch die Menge dessen ist, was Gobineau außerdem noch an künstlerischen, philosophischen und geschichtlichen Werken geschaffen hat, — Werken, die zum Teil erst in den letzten Jahren bekannt geworden oder wieder ausgegraben sind, — die nachhaltigste Wirkung wird immer an diese dichterische Schöpfung geknüpft sein und nicht etwa an sein berühmtes vierbändiges Werk über die „Ungleichheit der Menscherrassen“. Mit Recht wurde neuerdings, so namentlich in eindringlichen Studien von Friedrich Vöhlhard darauf hingewiesen, daß gegenüber der zu starken Wertung des Rassenmäßigen die Einzelpersönlichkeit und die in sie gelegten Entwicklungsmöglichkeiten in jenem ersten Werke Gobineaus etwas zu kurz kommen.

Gobineau selbst hat, wie es gar nicht anders zu erwarten war, in späteren Arbeiten dieses Recht der Persönlichkeit und die an die Persönlichkeit geknüpften Hoffnungen auf den Sieg des Geistigen über das Stoffliche stärker betont. Nicht zum mindesten ist es eben die Szenenfolge seiner „Renaissance“, welche durch die gewaltige Persönlichkeit des Michel Angelo diesen Ansprüchen auf die Rettung aus einer verwirrten Gegenwart in eine lichtere Zukunft bedeutungsvoll entgegenkommt. Denn nachdem in einer erstaunlichen Vielfältigkeit der Vorgänge, mit einem seltenen Reichtum der Gestalten, mit einer an Shakespeare erinnernden Schöpferkraft, die sowohl das tragische Pathos als auch den Komödienstil aufs glänzendste beherrscht, das geistige, sittliche und künstlerische Kampfgetriebe der italienischen Renaissance an dem Leser vorübergezogen, nachdem eine Reihe ausgeprägtester Persönlichkeiten aufgetaucht und wieder verschwunden ist, — tritt schließlich die übermenschliche Erscheinung des größten Künstlers aller Zeiten in den Vordergrund und zieht die Summe des Geschehens. In jenem wundervollen Gespräch des greisen Meisters mit seiner Seelenfreundin Vittoria Colonna, der Marchesa von Pescara, wird er zum Richter jener Luxuslust, die nur dem Ehrgeiz dient und zum Propheten jener demütigen Auffassung, die in allem Irdischen nur ein Gleichnis sieht. Für ihn ist der Tod ein Aufschweben aus Kerkerhaft zu lichtern Höhen. Aber keiner hat umsonst gelebt, der sein Wesen in den ihm angeborenen Fähigkeiten hat auswirken lassen. Und darum steht, das ist seiner Weisheit letzter Schluß, ebenbürtig neben dem künstlerisch schaffenden Menschen derjenige, der, wie die Marchesa, während eines reichen Lebens Liebe zu geben und Liebe zu empfangen gewußt hat.

Gar manchen mag es geben, den die Bewunderung für Gobineaus „Renaissance“ anregt, auch zu den anderen Schöpfungen des großen Dichters und Denkers zu greifen; auch hierzu ist, wenn vorerst auch noch im beschränkten Maße, Gelegenheit gegeben. Unter anderem liegt uns in deutscher Sprache, ebenfalls von Ludwig Schemann übertragen, Gobineaus Drama „Alexander der Mazedonier“ vor, in welchem der Dichter ebenso wie in seinem unvollendeten Epos „Amadis“ (verdeutschte von M. O. Johannes) eine Verkörperung des heldenhaften Genies zu geben versucht. Und eine seiner köstlichen Gaben, seine „Asiatischen Novellen“, in denen sich innigste Gemütswärme, burlesker Humor und farbenreichste Schilderung von Land und Leuten vereinigen, ist wiederum durch den breiten Kanal der Neclamschen Universitätsbibliothek in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Als ein Gegner jeder öden Gleichmacherei, so steht dieser Franzose, der so gerne ein Germane sein wollte, vor uns als eine jener wahrhaft adligen Persönlichkeiten, die nicht der Zufall der Geburt, die Überlieferung der Familie oder gar etwa der äußerliche Besitz auf die Höhen der Menschheit gehoben hat. Wir müßten ihm, auch wenn er nicht zu den glänzendsten Verehrern des Germanentums gehört hätte, Dank und

Verehrung zollen. Daß er aber mit seinem ganzen Herzen trotz seines französischen Blutes dem germanischen Wesen zugeworfen war, verdoppelt unsere Anerkennung. Die Tatsache seiner Persönlichkeit ist zugleich ein tröstlicher Beweis dafür, daß die nationale Andersartigkeit nicht immer das Verkennen und Verachten des in anderer Zunge Redenden nach sich ziehen muß.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Im Unterseeboot. Kapitänleutnant Hansen, der den kritischen Dampfer „Dulwich“ und die französischen „Ville de Lille“ und „Dinorah“ zum Sinken gebracht hat, gilt als ein glänzendes Beispiel jenes neuen Menschentypus, den der Unterseebootkrieg hervorgebracht hat! Seine letzte Ausfahrt ging nach dem Kanal, wo er mehrere Schiffe versenkte. „Der Rebel war so dick“, berichtete er in den soeben erschienenen Heften 3/10 von „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarteten“, Selbsterlebnisse nach persönlichen Berichten von Inhabern des Eisernen Kreuzes 1914, bearbeitet von Generalleutnant Friedrich Frhr. v. Dindlage-Sampe (Deutsches Verlagshaus Bong und Co., Berlin W 57), „daß ich nicht weit sehen konnte. Ich mußte für Stunden untertauchen. Ich kam in der Nähe eines kleinen englischen Schiffes herauf und befahl der Mannschaft, in die Boote zu gehen. Ich torpedierte es dann. Als eine Zahl von französischen Zerstörern Jagd machte, entging ich ihnen durch Untertauchen. Am selben Abend hielt ich gegenüber von Havre die „Dulwich“ an und gab der Mannschaft 10 Minuten, um in die Boote zu gehen. In weniger als 5 Minuten war sie unten. Unser Torpedo bohrte ein Loch unter den Schornstein. Am nächsten Tage gingen wir Cherbourg gegenüber in die Höhe, um uns einmal umzusehen, gerade als der französische Dampfer „Ville de Lille“ aus dem Hafen herauskam. Er glaubte augenscheinlich, es wäre ein französisches Unterseeboot, das da aus dem Wasser auftauchte, und hißte die französische Flagge, aber dann floh er, ohne auf unsere Signale zu achten. Ich sah zwei Frauen und zwei Kinder an Bord und wollte nicht ein Schiff torpedieren mit Frauen und Kindern an Bord. So machte ich also Jagd, und endlich stoppte die „Ville de Lille“. Die 24 Mann, Frauen und Kinder kletterten eilig in die Boote. Ich schickte vier Mann an Bord, die Bomben in den Rumpf legten und den Dampfer zum Sinken brachten. Sie fanden einen kleinen Terrier, der zurückgelassen worden war und sich mit den Zähnen zur Wehr setzte. Aber sie brachten ihn herunter, und seitdem ist er der Liebling von „U 16“. Ich gab den Frauen Tücher und Nahrung.“ Wohl schlägt ein jedes deutsches Herz höher, wenn fast täglich Mitteilungen über die Tätigkeit, die Erfolge unserer Unterseeboote, über die Kühnheit ihrer Fahrer und Mannschaften eintreffen. Wie es aber zugeht auf solchen modernen Fahrzeugen vor denen selbst die stärksten englischen Panzer sich in die sicheren Häfen verziehen, das ist noch wenig bekannt unter den Binnenländern, und wir müssen dem Kapitänleutnant Klaus Hansen, Führer von „U 16“, dankbar sein für die aufklärenden Mitteilungen an einen Freund, die wir aus dessen Mitteilung wieder erfahren haben. Von neuem möchten wir auf dieses Gedenkbuch der Ritter des Eisernen Kreuzes hinweisen, in welchem so viele unserer Braven ihre Erlebnisse zu Wasser, zu Lande und in den Lüften erzählen. Offiziere wie Soldaten liefern Beiträge, so daß hier in „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarteten“ ein Werk geschaffen wird, das nicht nur durch das Wort, sondern auch durch das Bild zu den schönsten Erinnerungsbüchern aus Deutschlands größter Feldzeit für alle Zeiten zu zählen ist.

Stinkbomben als Kinderspielzeug in England. Auch England, das am heftigsten und pomphaftesten unter allen Alliierten gegen den deutschen „Militarismus“ auftrat, ist bereits so militärisch geworden, daß die englischen Kinder unter allen Spielen das Soldatenspiel am meisten bevorzugen, ganz als ob ihre Väter seit jeher willige Soldaten gewesen wären. Und die Karikaturisten der Londoner Blätter, die bislang ihren Humor in Zeichnungen auslebten, die Berliner Kinder bei rohen Soldatenspielen zeigten, wie sie eben nur die Phantasie der Londoner Karikaturisten ausdenken weiß, müssen sich jetzt nach einem anderen ergiebigen Stoff umsehen. Denn da die Schuljugend im alten

Britannien sich selbst dem Kaiser des Kriegsspiels hingibt, ist es nicht mehr angängig, hierin etwas „Teutonisches“ also Bedammenswertes, zu erblicken. In welcher Weise aber die Londoner Strassenjugend ihren neuerdings entflammten kriegerischen Geist betätigt, geht aus den Klagen der „Daily Mail“ hervor, die über das Kriegsspielen der Schulkinder jammert und nicht den Tadel über die Noheit dieser Spiele zu unterdrücken vermag. Man kann dies auch wirklich verstehen und muß der „Daily Mail“ ausnahmsweise recht geben, wenn man erfährt, auf welche Art das hoffnungsvolle Jung-England sich gegenwärtig die Zeit vertreibt. Das beliebteste und begehrteste Spielzeug sind nämlich die — Stinkbomben geworden. In einer Unzahl von Läden werden Tausende von Exemplaren dieses aktuellen Artikels trotz mehrfacher Proteste aus den Kreisen der Bevölkerung öffentlich verkauft. Alle Schlachten der englischen Strassenjungen werden mit den Stinkbomben geführt, die reell und echt genug sind, um einen ebenso pektoranten wie fürchterlichen Geruch zu verbreiten. In den Straßen werden solche Stinkbomben in die Türen von Gasthäusern, Barbierläden und anderen besuchten Lokalen geworfen. Da diese Stinkbombenliebhaberei einen bald nicht mehr zu ertragenden Umfang angenommen hat, hat die englische Presse einen — bisher allerdings erfolglosen Kampf — gegen diese Unsitte aufgenommen. Ein Mitarbeiter der „Daily Mail“, der als zu diesem Zweck entsandter Berichterstatter eine Wanderung durch die Londoner Vorstädte unternahm, erzählt, daß er in einem Laden Stinkbomben verlangte und zu seinem Erstaunen sofort mehrere Schachteln erhielt, in deren jeder drei Bomben fäuberlich verpackt waren. Auf seine Frage, wo dieses angenehme Spielzeug eigentlich hergestellt werde, wurde ihm erwidert: „In Frankreich, woher wir überhaupt die meisten neuen Kriegsartikel beziehen.“ Dies, meint die „Daily Mail“, sei ein Punkt, den man in den gegenseitigen Beziehungen zwischen den Alliierten allerdings nicht vorzusehen habe. . . .

Mazedonien als wirtschaftliches Zukunftsland. Mazedonien wird erst unter seinem neuen bulgarischen Herrn jene gewaltigen wirtschaftlichen Möglichkeiten entwickeln können, von denen uns jetzt nur noch eine dunkle Kunde aus dem Altertum berichtet. Welche Werte und Schätze hier noch zu heben sind, zeigt ein inhaltsreicher Aufsatz, den der gegenwärtig in Sofia weilende Dr. Artur Dix in der von Dr. Adolf Grabowatz herausgegebenen Zeitschrift „Das neue Deutschland“ veröffentlicht. Der Bulgare ist auch in völkerkundlicher Beziehung der eigentliche Herr Mazedoniens, denn es gibt hier 1,2 Millionen Bulgaren, 500 000 Türken, 200 000 Griechen und 120 000 Albanier. Aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht ist der Bulgare der berufenste Nutzer des mazedonischen Bodens wegen seiner anerkannten gärtnerischen Fähigkeiten. Im Altertum war Mazedonien um seiner Fruchtbarkeit willen berühmt; heute kann man sich nur schwer einen Begriff davon machen, was das Land bei guter Kultur herzugeben vermag. Vor allem ist Forstkultur ein wichtiges Erfordernis der planmäßigen Nutzbarkeit. Sodann muß durch Bewässerungsanlagen die alte Fruchtbarkeit wieder hergestellt werden, und eine großzügige Pflege des Verkehrswezens, Einführung landwirtschaftlicher Maschinen und landwirtschaftlicher Kreditanlagen ist notwendig. Der Boden Mazedoniens, der neben Hafer und Weizen Mais und Reis, Sesam und Rohn, Oliven- und Maulbeerbäume, Obst und Gemüse, Rosen und Wein, Tabak und Baumwolle trägt, ist noch nicht zu einem Zehntel bebaut, und auch dieser Teil nur in unvollkommenster Weise. Der Wert der Ernte wird auf 500 Millionen M. geschätzt, außerdem kommen für die Ausfuhr an tierischen Produkten Wolle und Felle, Eier und Honig sowie Fische in Betracht. Bei einer intensiven Kultivierung des ganzen Landes wären also Milliardenwerte zu erzielen. So dürftig unsere Kenntnisse von dem Mineralreichtum des Landes sind, so wissen wir doch aus dem Altertum, daß die Schätze der mazedonischen Berge in hohem Maße standen. Vorhanden sind Gold und Silber, Kupfer, Zink, Blei, Eisen, Mangan, Chrom, Antimon und Schwefel sowie Kohle. Die französische Industrie wollte diese Schätze heben; nun aber wird Bulgarien mit Hilfe der verbündeten Mittelmächte den mazedonischen Bergbau wieder beleben können. Jedenfalls bietet sich für Deutschland eine sehr ausgiebige Tätigkeit, Bulgarien in der Ausnützung der reichen Giskräfte des Landes zu unterstützen.

Gustav Freytags Jungfernsrede. Als der unter Preußens Führung zusammengeschlossene Norddeutsche Bund eine Verfassung erhielt, an welcher auch das Volk teil hatte, war es nicht so ganz einfach, die geeigneten Männer als Abgeordnete in diesen ersten Reichstag zu entsenden. Kaum einer aber erschien würdiger für das Ehrenamt eines Volksvertreters als Gustav Freytag, der schnell berühmt gewordene Dichter, dessen kluge, von tiefer politischer Einsicht zeugende Aufsätze in den von ihm geleiteten „Grenzboten“ überall außerordentlich beachtet wurden. Dem 1850 gegründeten Nationalverein gehörte er als hervorragendes Mitglied an; die Ziele und Bestrebungen dieses für die politische Erziehung weiter Kreise ungemein wichtigen Vereins unterstützte er kraftvoll mit seiner glänzenden Feder. Und so hielt man gerade ihn für besonders berufen, auch mit der Macht der Rede für des Volles Interessen einzutreten. Freytag selbst, der die Grenzen seiner Begabung besser als seine Freunde erkannte, sträubte sich zunächst sehr gegen seine Aufstellung als Kandidat, wie er früher schon das Angebot eines böhmischen Mandats für das Frankfurter Parlament abgelehnt hatte, doch ließ er sich diesmal schließlich überreden und wurde im Kreise Erfurt gewählt. Im konstituierenden Reichstag schloß er sich der nationalliberalen Partei an und erhielt hier zufällig seinen Platz neben dem Frankfurter Abgeordneten Karl v. Nothschild. Nicht lange dauerte es, da erschien im „Kladderadatsch“ ein Bild der beiden Nachbarn mit der Unterschrift „Soll und Haben“. Der gelungene Witz wurde allgemein gebührend belacht, nicht zum wenigsten von Freytag und Nothschild. Bald danach sollte der Dichter, dessen Werke nicht nur dem Titel, sondern auch dem Inhalt nach rasch volkstümlich geworden waren, noch einmal unfreiwillig Grund zu einer heiteren Szene geben. Bei der Beratung des Militär- und Marinewesens des Norddeutschen Bundes meldete sich auch Gustav Freytag zum Wort. Er begann sogleich zu sprechen von einer Eingabe Leipziger Bürger, die beantragten, sächsische Einjährig-Freiwillige sollten das Recht erhalten, auch in preussischen Regimentern zu dienen. Das hatte mit der zur Beratung stehenden Angelegenheit nichts zu tun, und deshalb wurden bald Stimmen laut, die den Redner zur Sache riefen. Der Vizepräsident v. Bennigsen suchte seinen Freund in Schutz zu nehmen, indem er erklärte, der Redner werde nach der Besprechung der Eingabe gewiß allgemeine Folgerungen ziehen. Das aber mußte Freytag selbst bereinigen, und er verzichtete aufs Wort, als ihn nun Bennigsen darauf aufmerksam machte, daß die Eingabe nicht auf der Tagesordnung stehe. Während seiner kurzen Jungfernsrede, die zugleich sein letztes öffentliches Auftreten im Reichstag darstellte, war Gustav Freytag vom Lampenfieber nicht ganz verschont geblieben; in seiner Befangenheit schien er vergeblich etwas in seiner Tasche zu suchen. Da meinte ein Witzbold unter den zuhörenden Kollegen, er suche nach der „Verlorenen Handschrift“; nur der Respekt vor dem großen Dichter verhinderte den offenen Ausbruch schallenden Gelächters. Gustav Freytag aber ließ sich nicht wieder „zur Sache“ rufen, sondern nahm kein Mandat mehr an.

Eine amerikanische Charakteristik Getty Greens. Getty Green, die berühmte „reichste Frau Amerikas“, deren Tod vor kurzem gemeldet wurde, beschäftigte sich nach einem durch einen amerikanischen Journalisten von ihr entworfenen Charakterbild hauptsächlich mit dem Verleihen von Summen in jeder Höhe auf kurze Frist und zu hohen Zinsen, und es gab wohl keinen Menschen in Amerika, der jeden Dollar und jeden Nickel mit gleich ängstlicher Hier hütete. Wenn sie ausging, besuchte sie nur eines der ganz billigen, sog. „ABC-Restaurants“ — ungefähr unseren Aschinger-Geschäften vergleichbar —, wo sie sich stets die allerbilligsten Speisen aussuchte. Auch sah man in den Straßen New-Yorks kaum eine zweite Frau, deren Kleidung so schäbig, fast bettlerhaft war. Ihre schwarze Haube hatte unter dem Einfluß von jahrelangem Staub und Regen völlig die Farbe eingebüßt, ihr ebenfalls schwarzes Kleid war sadendünn von langem Gebrauch. Diese merkwürdigste aller Millionärinnen veräumte keine Gelegenheit, den sie oft ausfragenden Journalisten eine Predigt über die Vorzüge des einfachen Lebens zu halten, wobei sie stets betonte, daß die Welt an gottloser Verschwendungssucht leide, und daß es für jeden Menschen eine Sünde sei, auch nur einen Pfennig mehr auszugeben, als nach reiflicher Überlegung nötig wäre.